

Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 22

Gießen, Freitag den 5. Juni 1914.

6. Jahrgang

Frauen herbei!

„Der Mensch soll arbeiten, aber nicht wie ein Laotier das unter seiner Bürde in den Schlaf sinkt und nach der notwendigsten Erholung zum Tragen derselben Bürde wieder aufgestört wird. Er soll angstlos mit Lust und Freudigkeit arbeiten und Zeit übrig behalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Kult er gebildet ist.“
Fichte.

Die Arbeit eine Lust und eine Freude! Wie weit sind wir noch von diesem Ideal Fichtes entfernt! Tritt doch die Arbeit noch gar zu oft der großen Mehrzahl der Menschen wie eine Feindin gegenüber, die ihnen für den karglichen Unterhalt, den sie ihnen schafft, die besten Lebensäfte aus den Adern saugt.

Und doch soll die Arbeit eine Freude werden! Tausende von Arbeitern, die sich auf ihre Menschenwürde besonnen haben, sie kämpfen heute in ihren Organisationen um die Verwirklichung dieses Ideals. Immer enger und enger schließen sich die Reihen der kämpfenden Arbeiterschaft; immer weitere Kreise zieht der Gedanke der Organisation, und neben den kämpfenden Mann tritt heut als eine neue Erscheinung seine Arbeitskollegin, die Frau. Muß doch die Frau, gezwungen durch die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse, genau so wie der Mann, kaum der Schule entwachsen, den Kampf um die Existenz aufnehmen. Auch ist die Zeit der Berufstätigkeit für sie heute keine Uebergangszeit mehr, die mit der Ehe ihren Abschluß findet, sondern die beständige Zunahme der verheirateten berufstätigen Frauen beweist, daß sie zum größten Teil auch nach der Verheiratung noch gezwungen sind, an der Erwerbsarbeit teilzunehmen. Leider aber nimmt die Zahl der organisierten Frauen nicht in dem gleichen Maße zu, wie die Zahl der weiblichen Erwerbstätigen, und doch bedürfen gerade die Frauen weit dringender noch des Zusammenschlusses wie die Männer. Leidet der männliche Arbeiter schon unter den unzureichenden Löhnen und der zu langen Arbeitszeit, wieviel mehr trifft dies noch auf die Frauen zu! Wird doch die Frauarbeit in allen Berufen, ganz gleich, ob es sich um die Privatindustrie, um staatliche oder Gemeindebetriebe handelt, bei weitem niedriger bewertet, wie die Männerarbeit.

Und wie mit den Löhnen, so ist es auch mit der Arbeitszeit. Langsam nur kommt den Frauen die Erkenntnis, daß sie für gleiche Arbeit gleichen Lohn zu fordern haben. Sie haben sich durch eine jahrtausendelange Unterdrückung daran gewöhnt, zu entsagen und ihre Arbeit als nicht vollwertig zu betrachten, als ein Opfer, das sie der Familie pflichtschuldigst darzubringen haben. Kam aber die häusliche Arbeit der Frauen früherer Zeiten den Familien zugute, so ist das heute nicht mehr in gleicher Weise der Fall; heut opfern sie damit in erster Linie dem Kapitalismus. Nicht nur um sich selbst und ihren Angehörigen, für die sie ja oft genau so wie die Männer zu sorgen haben, ein menschenwürdiges Dasein zu sichern, müssen die Frauen an der Verbesserung ihrer Lohn- und Arbeitsverhältnisse arbeiten, um dem Manne gegenüber nicht länger als Lohnrückerin aufzutreten.

Wahrlich, nicht darum handelt es sich für uns, die Frauenarbeit zu beseitigen. Ist sie es doch, die trotz der großen Mängel, die ihr heute noch anhaften, uns unabhängig und selbständig macht, die unseren Blick und unsere Inter-

essen weitet und viele wertvolle Kräfte innerhalb der Frauenwelt, die bis dahin brachgelegen haben, zur Entwicklung gebracht hat. Sondern es handelt sich für uns darum, die Verhältnisse, unter denen die Frauen arbeiten müssen, so zu gestalten, daß auch ihnen ein menschenwürdiges Dasein und eine ausreichende Entlohnung gesichert ist.

Dazu aber gibt es nur einen Weg, das ist der Anschluß an die Organisation. So wie wir Seite an Seite mit den Männern arbeiten, so müssen wir auch Schulter an Schulter mit ihnen den Kampf um die Verbesserung unserer Lohn- und Arbeitsverhältnisse aufnehmen. In diesem Kampfe gibt es keinen Unterschied der Geschlechter; hier muß jeder, genau so wie im Arbeitsverhältnis, den Platz ausfüllen, auf den er gestellt ist. Der einzelne aber ist in diesem Kampfe ein Nichts, allein sind wir der Uebermacht des Kapitalismus ohne weiteres ausgeliefert; zusammengeschlossen aber ist die Arbeiterschaft eine Macht, mit der heute schon alle Faktoren unseres wirtschaftlichen und politischen Leben zu rechnen haben. Wieviel größer aber wäre erst die Macht der Arbeiterklasse, wenn alle, ohne Ausnahme, sich ihren gewerkschaftlichen und den politischen Organisationen anschließen würden! Deshalb dürfen wir nicht länger, weder als Frau noch als Arbeiterin, tatenlos beiseite stehen und glauben, daß es auf uns, auf die einzelne nicht ankommt. Jeder einzelne, der heute noch fehlt in dem großen Heer der organisierten Arbeiterschaft, er macht sich mitschuldig an den bestehenden Verhältnissen, er ist ein Stein im Wege derer, die da vorwärts wollen. Jede einzelne Frau aber sollte zu stolz sein, sich ihren Arbeitsbrüdern und -schwestern, die um die Verbesserung ihrer Lebensbedingungen ringen, hindernd in den Weg zu stellen und ihren Fortschritt aufzuhalten.

Auch wir Frauen wollen teilnehmen an dem großen Kampfe der Arbeiterschaft um die Verwirklichung des Ideals, das Fichte uns aufgestellt hat. Wir wollen zeigen, daß wir an Mut und Entschlossenheit, an Treue und Ausdauer bei der Organisationsarbeit den Männern nichts nachgeben, und wollen stolz darauf sein, innerhalb der organisierten Arbeiterschaft selbständig unsere Interessen wahrnehmen zu können. Und wenn uns unsere Berufsarbeit auch heute noch wenig Freude bietet, die Arbeit in der Organisation, sie soll und wird uns eine Freude sein.

Wann unsere Töchter heiraten sollen.

Eine für die Geburtenpolitik außerordentlich wichtige Frage behandelt das „Archiv für Frauenkunde und Eugenik“. Es untersucht in seiner wissenschaftlichen Rundschau, welches Alter die besten Vorbedingungen für die erste Geburt aufweist, und zwar sowohl in Bezug auf die Lebensfähigkeit des Kindes wie auf das Wohlbefinden der Mutter. Statistisches Material ist noch nicht in großen Mengen vorhanden, aber die von einigen Kliniken und Gebärhospitälern angestellten Untersuchungen lassen doch den Schluß zu, daß das günstigste Heiratsalter früher zu legen ist als man bisher angenommen hat.

In den älteren Tabellen wurde die Grenze zwischen „jungen und alten Erstgebärenden“ bei dem 27. Lebensjahre festgesetzt. Von diesem Zeitpunkt an vollzog sich die erste Geburt im allgemeinen unter weniger günstigen Chancen. Die neueren Forschungen ergeben jedoch übereinstimmend, daß die Trennung schon früher erfolgen muß. So teilt Vondy an der Breslauer Universitäts-frauenklinik 1000 Erstgebärende in vier Altersgruppen von 14—17, 18—20, 21—23 und 24—27 Jahren und vergleicht sie miteinander

nach den Gesichtspunkten des Verhältnisses von Knaben- und Mädchengeburten, der Reife und der Mortalität der Neugeborenen, dem Ablauf von Geburt und Wochenbett und der Stillfähigkeit.“ Dabei ergibt sich, daß das günstigste Alter für die erste Geburt zwischen dem 18. und 20. Jahre liegt, und daß schon nach dem 23. Jahre die günstigen Bedingungen für die erste Geburt sinken. Selbst die Erstgeburten im Entwicklungsalter von 14—17 Jahren ergaben keineswegs ungünstige Resultate.

Fast zu dem gleichen Ergebnis führten Untersuchungen von Marek an der Olmüther Landesgebärkrankst. Auch hier lag das bei der ersten Geburt günstigste Alter zwischen dem 18. und 23. Jahre. Später waren viele regelwidrige Geburten und eine stärkere Morbidität und Mortalität der Mütter und Kinder zu verzeichnen.

Der Aufsatz verlangt nachdrücklich weitere gründliche Untersuchungen auf diesem Gebiete und weist auf die Wichtigkeit der einwandfreien Feststellung des günstigsten Heiratsalters hin. Ein Vergleich mit der Statistik zeigt, daß 43,02 % Frauen im Alter von über 25 Jahren heiraten, also in einem Alter mit wesentlich herabgesetzten Vorbedingungen für eine gute erste Geburt. In dem Alter von 21 und 22 Jahren, das man wohl unbedenklich als das beste Heiratsalter bezeichnen darf, verheirateten sich im Jahre 1909 22,25 Prozent der Frauen. Wenn es aber Tatsache ist, daß die Frauen nach dem 23. Lebensjahre mehr unter den Folgen der ersten Geburten zu leiden haben und daß auch die Zahl der totgeborenen oder schwächlichen Kinder bei diesen Frauen größer ist, so muß die Sorge eines auf gesunde Bevölkerungspolitik bedachten Staates dahin gehen, recht vielen jungen Männern eine frühzeitige Eheschließung zu ermöglichen. Das kann auf mannigfache Weise geschehen. Die wichtigste Vorbedingung aber ist wohl die Verbilligung der Lebenshaltung durch Absaffung der Lebensmittelzölle und durch Bereitstellung gesunder und billiger Wohnungen. Von welcher Seite wir auch das Bevölkerungsproblem betrachten mögen, immer wieder muß als erste Forderung eine gründliche Ablehr von unserer heutigen Wirtschaftspolitik angesehen werden.

Der Aufsatz in dem Archiv für Frauenkunde zieht diesen Schluß nicht, aber er stellt das Material zusammen, auf dem wir unsere Forderungen an die Gesetzgebung aufbauen können. Und auch die anderen Arbeiten des vor kurzem erschienenen ersten Bandes des genannten Werkes (Archiv für Frauenkunde und Eugenik, Herausgegeben von Dr. Max Fricke, Verlag von Curt Kabitsch, Würzburg) geben uns wertvolle Anregungen und Aufschlüsse. Da es aber scheint, als ob in erster Linie die Ärzte in dem neuen Werk zum Wort kommen sollen, ist eine gewisse Gefahr vorhanden, daß die Wissenschaft von der Frau sich zu sehr auf die an Kranken oder leidenden Frauen gemachten Untersuchungen stützt. Das könnte leicht zu einer Geringerbewertung der Frau als Mitglied der Gesellschaft, als Staatsbürgerin führen. Aber auf der andern Seite ist es natürlich wertvoll, genaue Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, durch welche Einflüsse der Organismus der Frau ernstlich geschädigt wird. Ihre Gesunderhaltung bietet die Gewähr für ein kräftiges junges Menschengeschlecht. Wird sie erschüttert durch bestimmte Arbeiten, so müssen die Arbeitsmethoden geändert, gefährliche Arbeiten für die Frauen verboten werden. Aber das genügt in keinem Falle. Verderblich wirkt vor allen Dingen auch die Entkräftung, die durch Mangel an Nahrung und Ueberbürdung hervorgerufen wird. Und so müßten gerade die Ärzte, die die Frau als Trägerin kommenden Geschlechtes schätzen wollen, sich mit denen verbünden, deren politische Arbeit auf die Hebung der wirtschaftlichen Lage der Minderbemittelten hinarbeitet: auf die Abschaffung überlanger Arbeitszeiten auf bessere Entlohnung und auf eine grundlegende Umwandlung unserer Wirtschaftspolitik in dem Sinne, daß nicht mehr die unter harten Kämpfen erzwungenen Lohnverhältnisse vollständig aufgehoben werden durch die Verteuerung der Lebenshaltung.

Leider ziehen aber die Männer der Wissenschaft in Deutschland in der Praxis meist nicht die Konsequenzen ihrer Theorien. Entweder stehen sie dem politischen Leben fremd und ablehnend gegenüber, oder sie unterstützen mit wenigen Ausnahmen diejenigen Parteien, deren Angehörige aus der gleichen Gesellschaftsschicht stammen. Auf diese Weise häufen sie den Kapitalismus und machen sich indirekt mitschuldig an dem Raubbau der mit der Gesundheit der arbeitenden Klassen getrieben wird. Die Sozialdemokratie dagegen macht sich das Material der Professoren, Ärzte und Juristen zu Nutze, und so erleben wir, daß die aus den Beweisführungen der Wissenschaft zu ziehenden Forderungen oft genug an den Vertretern der Wissenschaft durchgesetzt werden müssen. Wären wir auf die Theoretiker auf den Universitäten allein angewiesen, so könnten wir vergeblich auf die Einführung sozialer Reformen warten. Dazu bedarf es des politischen Kampfes, und den führt die Partei der Arbeiterklasse, die Sozialdemokratie.

Von der Hochsaison der Säuglingssterblichkeit.

Die Durchschnittstemperatur steigt von Tag zu Tag. In kurzer Zeit stehen wir mitten in der Periode der heißen Tage und damit leider auch in der Hochsaison der Säuglingssterblichkeit. Die Mütter tun gut, sich möglichst bald beim Arzt, bei der Hebamme oder bei den an manchen Orten existierenden Fürsorgestellen Verhaltensmaßregeln für diese kritische Zeit geben zu lassen. Verschiedentlich werden ja auch Merkblätter

kostenlos oder für einen kleinen Betrag verteilt, die eine Anweisung für sachgemäße Säuglingshygiene in den Sommermonaten enthalten. Leider fehlt es aber einem großen Teil unserer Arbeiterfrauen an der nötigen Zeit und den Mitteln, um wenigstens den einfachsten Anforderungen der Säuglingspflege zu entsprechen. Sie müssen bei Tagesgrauen den Weg in die Fabrik antreten, können höchstens in der Mittagspause auf kurze Zeit nach Hause eilen und nach den Kleinen sehen. Abends sind sie müde, da bleibt kaum noch Zeit und Kraft, um die Kindertwäsche zu reinigen. Eine sachgemäße Ueberwachung der Ernährung usw. ist meist nicht möglich. Die Säuglinge werden tagsüber der Obhut solcher Geschwister überlassen, die eigentlich selbst noch der Aufsicht und Fürsorge in hohem Maße bedürftig sind. Stellen sich Krankheiten ein, so ist der Säugling in der Regel verloren. Ärztliche Hilfe kann gewöhnlich erst in Anspruch genommen werden, wenn die Gefahr so augenscheinlich ist, daß nichts mehr zu retten ist. Es fehlen die Mittel zur Beschaffung guter Kindermilch und der für diese Jahreszeit besonders von den Ärzten empfohlenen Nährpräparate, Stakes usw. Es ist einfach unglücklich, womit die Mütter ihre Säuglinge vielfach füttern müssen. Eingeweichtes Brot, Kartoffeln und verdünnte Milch spielen die Hauptrolle. All diese Dinge sind natürlich sehr wenig geeignet, den Körper widerstandsfähig zu machen. Der Magen wird geschwächt und es bedarf nur eines geringfügigen Anlasses, um Brechdurchfall oder dergleichen herbeizuführen. Im Jahre 1911 ging ungefähr ein Fünftel aller Säuglinge vor Vollendung des ersten Lebensjahres zugrunde. Bei den Ehelichen starben 18,2 Prozent und bei den Unehelichen 29,9 Prozent. Knaben sind bekanntlich im Säuglingsalter weniger widerstandsfähig als Mädchen. Die Sterblichkeit betrug bei den Knaben 20,7 und bei den Mädchen 17,7 Prozent. Die Tatsache, daß die unehelichen Kinder eine besonders hohe Sterblichkeitsziffer aufweisen, zeigt deutlich, daß die wirtschaftliche und soziale Lage der Eltern resp. der Mutter neben den Witterungseinflüssen von größter Bedeutung ist. Unterernährte oder unrichtig ernährte Kinder sind selbstverständlich den Gefahren der heißen Jahreszeit am stärksten ausgesetzt. Im Jahre 1911 starben in ganz Deutschland 359 522 Säuglinge (198 816 Knaben und 160 706 Mädchen). Der heiße Sommer des Jahres 1911 hatte naturgemäß eine besonders hohe Säuglingssterblichkeit im Gefolge. Im Jahre 1910 wurden 311 462 Säuglinge vom Tode dahingerafft. Nimmt man an, daß durchschnittlich pro Jahr etwa 320 000 Säuglinge sterben und daß die Geburt und Ernährung durchschnittlich 100 Mark Unkosten pro Kopf verursacht hat (bei den Arbeiterkindern ist der entgangene Arbeitslohn der Mutter zu berücksichtigen, in den besser situierten Familien sind die Aufwendungen bedeutend höher), so ergibt sich ein gleichzeitiger Verlust an Vermögenswerten in Höhe von etwa 32 Millionen Mark, von dem vorwiegend die ärmeren Schichten der Bevölkerung betroffen werden. Daß die Säuglingssterblichkeit für die Wehrkraft Deutschlands weit wichtiger ist, als der viel-erörterte Geburtenrückgang, ergibt sich schon daraus, daß im Jahre 1911, in dem 200 000 männliche Säuglinge starben, 565 520 junge Leute auf ihre Militärtauglichkeit untersucht wurden. Es müßte doch möglich sein, bei gleichmäßigerer Verteilung der Einkommensverhältnisse und entsprechenden Lebensmittelpreisen sowie durch Schaffung hygienischer einwandfreier Arbeiterwohnungen die Sterblichkeit mindestens auf die Hälfte zu reduzieren. Dann könnten sich alljährlich etwa 100 000 junge Männer mehr als bisher zur militärischen Aushebung einfinden.

Japanische Eindrücke.

Im Aprilheft der Deutschen Rundschau (herausgegeben von Julius Rodenberg im Verlag Gebrüder Paetel, Berlin) berichtet Marie von Bunien in außerordentlich fesselnder und anschaulicher Weise von einer Wanderung auf der altjapanischen Meerstraße, die Tokio mit Kioto verbindet. Wir entnehmen der Schilderung einige besonders bezeichnende Stimmungen und Eindrücke. Zunächst als Probe japanischer Gewerkekultur die Beschreibung eines Hausbaues. „Jetzt kamen Brandstätten. Ein Dorf wurde wieder neu aufgeführt. Bereits standen die meisten Häuser im hellen, wüßigen Holz. Ich blieb stehen, sah den Zimmerleuten zu. Auf der Erde stand ein fertiges Dachgerüst. Nun arbeiteten sie an den Wänden,

fügten die Balken geschickt, hobelten und sägten. Hier wurde das Rahmenwerk der Fenster und Schiebetüren zusammengestellt, hier sah einer oben auf dem Dach und legte die Ziegel. Alles wirkte einfach und zweckmäßig, nach europäischen Begriffen etwas provisorisch leicht. So wurden Latten usw. oft nur fest zusammengeschraubt. Aber bei dieser Holzarchitektur rechnet man auf eine durchschnittliche dreißigjährige Dauer, und die Arbeit an und für sich war gut und solid. Das Häuserbauen ist ihnen ja auch eine heilige Sache. Wenn auch ein „foreign style“ (Fremdenstil)-Gebäude nur eine Geschäftssache darstellt, hat die Errichtung eines echt japanischen Hauses etwas vom gottesdienstlichen Ritus; der Zimmermeister läßt ein priesterliches Amt. Jeder Teil des Hauses wie auch jeder Gegenstand des täglichen Gebrauches — Gefäße, Wesen — hat einen besonderen Schutzgeist. Schludrige Arbeit würde sich rächen. Es ist ein wahres Vergnügen, diese Männergestalten zu betrachten. Die kurzen weißen Hosen lassen die kräftigen Schenkel fast frei, der dunkelblaue baumwollene Schurz wird hinten zugebunden, darüber kommt ein dunkelblauer kurzer Rock, vorn offen, den Schurz zeigend, hinten mit dem ungsaulblich malerischen, großen, heraldisch stilisierten Wappentempel des Arbeitgebers der Gilde. Um die Stirn schlingt sich das weiße, gefällig mit blauen Ornamenten geschmückte Handtuch, das jeder Japaner und jede Japanerin bei sich trägt. Gewiß ist die Frauentracht, ist der Umriß dieser schlanken, zierlichen Nudmes (Frauen) überaus gefällig. Weit schöner jedoch — und das war mir eine der vielen Ueberraschungen — wirkt die Männertracht der unteren Kreise.

Im letzten Haus wurden die groben Balken eingerammt. Etwa zwölf dieser nachbeinigen, wie mit mittelalterlichen Heroldsröden bekleidete Männer zogen; ein Chorführer sang eine Strophe, die anderen antworteten im Chor. So ähnlich, mit solchen rhytmischen Liedchen hat auch die griechische Lyrik begonnen. Das Bild, die ganze Umgebung, war unverdorben, echt, tröstete mich für die später kommenden Fabrikkomplexe. Unverdorrene Bilder des heutigen Japans sind noch im ganzen Land zu finden, aber meistens als beglückende Episoden. Schon allein die schredliche, selbst auf dem Land fast durchgängig von Männern und Knaben getragene europäische Mühe läßt eine langatmige, ungetrübte Harmonie nicht mehr zu.

„Es war spät nachmittags geworden. Das Meer hatte tiefgoldenen Glanz; in der Ferne rauchte und qualmte Yokohama. Glücklicherweise brauchte ich diese reizlose Stadt nicht zu berühren.

Hieranma. Die Adoja (Herberge) war so echt japanisch, als ich es nur verlangen konnte. Später habe ich allerdings in viel Besseren gewohnt. Diese war eher lomis als behaglich. Ein zweistöckiges Holzhaus mit Aufschriften und bunten Laternen. Ich fragte nach dem Wirt, überreichte ein in feines Papier gewickeltes Silberstück als „Teegeld“. Diese Kenntnis japanischer Umgangformen machte einen guten Eindruck. Auf den Absatz des erhöhten Estrichs mich legend, zog ich die Schuhe aus, erhielt Pantoffeln, in denen ich dann vorsichtig die plattgehobene steile Treppe zum oberen Stock hinaufschlittete. Enge Korridore, geöffnete Zimmer. Gleich im Fluor stand ein Japaner vor einem kleinen Wandspiegel, band sich sorgfältig seinen europäischen Schluß, war im übrigen nur mit dem europäischen Hemd und mit Hausandalen bekleidet. Als er mich sah, verbeugte er sich freundlich und brachte einige englische Worte hervor. Neben an lag mit dem Rücken auf den Matten ein anderer Japaner. Einzig und allein mit kurzem Kimono bekleidet, rauchte er Zigaretten und las die Zeitung. Diese und die anderen Herren hatten schon gebadet, ruhten sich — nach Landesart ausweichend bekleidet — aus und genossen den Abendfrieden.

Mir wurde ein Zimmer mit dem Blick auf die bewaldeten Abhänge, auf goldgerötete Wälder angewiesen; eine Kejana (Dienerin) brachte das Goldschloßesäß, den Ribachi, den Teeeßel aus gehämmertem Kupfer. Während ich mir den Kalemomo mit seinem fliegenden Kranichschwanz, das schwarzlackierte Kleidergestell ansah, bereitete sie mit heißem (nicht lodendem) Wasser den Tee. Pflöchlich war etwas im Zimmer. Lautlos war der Hausherr auf den Knien hereingerückt, überreichte mir kniend die Quittung für das Teegeld. Er sprach mit dem sonderbar zischenden, den Atem zwischen den Zähnen einschlärfenden Ton, wie sich dies Herrschaften gegenüber geziem. Dann holte er mir mit offenkundigem Stolz einen alten europäischen Feldstecher, den ich also pflichtschuldigst auf die Landschaft einstellte. Mit meinen Reisetaschen rückte ich mir einen so einigermaßen möglichen Sitz zurecht, denn meine barbarischen Knochen können nicht länger als fünf Minuten das korrekte japanische Sigen vertragen (Knie aneinander, das Gewicht auf die Fersen). Oben an den Wänden waren durchbrochene Namma-Frisse; ich hörte das Sprechen, Husten, die Bewegungen meiner Nachbarn im Nebenzimmer. Gelegentlich wurde eine Schiebetür leise geöffnet: ein neugieriger, würdiger Kimonoherr verührte den Boden mit seiner Stirn und begrüßte mich mit schwungvollen japanischen Worten. In einer Ecke war eine zerrissene Papierschleibe; durch das kleine Loch sah ich ab und zu ein dunkelbraunes, rollendes Auge.

Das elektrische Licht wurde angebracht; ich erhielt meine Abendmahlzeit: in der einen vorzüglichen Fischsuppe schwamm Seetang, der wohl von den vorhin beobachteten Fischern eingesammelt worden war; in der anderen etwas unheimlichen Brühe lag ein hartgekochtes Ei. Dann noch Rettiche, gepökelte Gemüse und Pilze in niedlichen, kleinen Porzellanbehältern. Außer dem Bratfisch gab es auch rohen, in seine Scheiben zerschnittenen; dazu Soja (Sauce). Ja, der Geschmack des Fisches ist fein, erinnert hauptsächlich an Austern.

Liegt über dieser Schilderung nicht ein ganz eigenartig märchenhafter Hauch, der eine Ahnung von der Seele des Ostens gibt? Und mitten in diese wunderbar exotische Stimmung klingt plötzlich ein

Don unserer Kultur, wenn es in einer selbstverständlichen Wendung heißt: „Das elektrische Licht wurde angebracht.“ — Sein ist auch die Beschreibung einer echt japanischen Amtsstube.

„Bewundernd besah ich mir in einer Drifchast ein stattliches japanisches Haus; es war nach der Straße zu geöffnet, hatte Läden, Wandschirme, messingbeschlagene Truben. Vor kleinen Lacktischen knieten zwei Schreiber im blauschwarzen Kimono; mit Ausnahme der europäischen Uhr an der Wand war alles einheimisch echt. Anscheinend war es eine Schöffenstube oder hatte einen ähnlichen amtlichen Charakter. So haben ehemals die japanischen Amtsgewalt gewirkt, haben diese Würde bebesen. In dieser Art konnte ich mir die von Kämpfer erwähnten Amtsstuben und Posthäuser des Tokaido (die altjapanische Heerstraße) denken.“ Nur zwei, drei Meilen lagen sie auseinander. . . Viele Schreiber und Buchhalter besorgen die Unterhaltung des Postwesens, die Vermittlung und Postträger. Der Preis für die Passagiere ist durch das ganze Reich festgesetzt. . . Auch stehen hier zur Fortbringung der kaiserlichen und landesfürstlichen Briefe Tag und Nacht Postläufer bereit; diese bringen sie ohne den geringsten Verzug in ununterbrochenem Laufe bis zur nächsten Post und tragen sie in einem schwarzlackierten Kästchen, das mit dem Wappen des Absenders bemalt ist, vermittels eines daran befestigten Stabes auf der Schulter. Diese Boten laufen stets zwei miteinander, damit, wenn dem einen etwa was zustößt, der andere seinen Dienst versehen und mit dem Kästchen zur Seite eilen kann. Wenn er eben Briefe vom Kaiser trägt, alsdann muß ihm alles ausweichen, um seinem Lauf nicht hinderlich zu sein, welches er denn jedesmal mit einem Gelächte von ferne andeutet. „Dies war im 17. Jahrhundert, aber schon in der Fudshiwarazeit, schon im achten bis zehnten Jahrhundert, war das System der Postrelais durchgeföhrt. Ich sehe sie vor mir, die Gestalten mit den entblößten glatten kräftigen Keinen, dem heraldisch geschmückten Kittel. Ich sehe vor mir ihren leichtfedernden, nie aussehenden Lauf.“

Aus Welt und Leben.

Frauenbeschäftigung und -Entlohnung in der ober-schlesischen Berg- und Hüttenindustrie.

Es ist kein Ruhmesblatt für Deutschlands Kultur, daß Frauen und Mädchen in der schweren Montanindustrie beschäftigt werden. Die Berg- und Hüttenwerke sind kein geeigneter Arbeitsplatz für den Organismus des weiblichen Geschlechts. Wer darüber im Zweifel ist, der lese nachstehendes Gutachten, das der Werkarzt Dr. Seiffert-Antonienhütte schon vor mehr dem 15 Jahren abgab:

„Unsere Zinkhüttenarbeiterinnen, bei denen man doch im Gegensatz zu den besser situierten Ständen, Neigung zur Bleichsucht nicht gerade voraussetzen sollte, leiden häufig und intensiv daran. Die Bluttere macht sich, gerade wie bei den jugendlichen männlichen Arbeitern, durch intensive Blässe des Gesichtes, der Ohren, Schleimhäute, ferner auch durch monatelanges Ausbleiben der Menstruation geltend.“

Ferner teilt derselbe Arzt in seinem Gutachten mit, daß „selbst schwere lähmungsartige Zustände an den Unterextremitäten zur Beobachtung kamen“. Dieses für die Verteidiger der Frauenarbeit auf Berg- und Hüttenwerken vernichtende Gutachten wurde, wie schon gesagt, vor mehr dem 15 Jahren abgegeben. Heute aber werden noch Frauen und Mädchen, und zwar in vermehrter Zahl, in den Zinkhütten beschäftigt. Und den allerchristlichsten Berg- und Hüttenbesitzern, den ober-schlesischen Zentrumsgrafen, gebührt der Vorrang in der Beschäftigung von Frauen und Mädchen. Dabei werden ihnen Löhne gezahlt, die als himmelschreiend bezeichnet werden müssen. Hier der Beweis dafür:

Art der Industrie	Zahl der weiblich Beschäftigten	Jahreslohn für 1913
Steinkohlenbergbau	5 786	412 „
Eisenerzbergbau	308	321 „
Zink- und Bleierzbergbau	2 584	341 „
Koks- und Cindcranstalten	180	303 „
Hochofenbetriebe	757	377 „
Eisen- und Stahlgießereien	32	323 „
Fluß- und Schweißereizerguiffe und Walzwerksbetriebe	581	384 „
Verfeinerungsbetriebe	703	420 „
Zinkblenderösthütten	372	405 „
Rohzinkdarstellung	1 278	431 „
Zinkblechwalzwerke	15	329 „
Blei- und Silberhütten	32	442 „

Die Not zwingt die Frauen und Mädchen zur Beschäftigung auf den gesundheitsgefährlichen Berg- und Hüttenwerken, in der Not verbleiben sie auch, trotz schwerer Arbeit, bei diesen Löhnen. In Lumpen gehüllt, mit Kohlenstaub bedeckt, die Hände schwielig und rissig durch das Pantieren mit den Förderwagen, mit Hade und

Schaukel auf den Bergwerken, mit Zange und Streckhammer in den Stütten und Walzwerken, die Gesichtshaut und Haare versengt durch die Glut der Oefen, so verlassen sie täglich, größtenteils barfuß, die Arbeitsstelle. — Ein wahrer Jammer!

Ueber die Höflichkeit in verschiedenen Zeitaltern und bei verschiedenen Völkern plaudert Judith Gautier im *Gaulois*: „Ist Ihre Nase fett?“ — „Sie ist es!“ So begrüßten sich die Perser, wenn sie sagen wollten: „Wie geht es Ihnen?“ Als die Chinesen noch in Höhlen wohnten, richteten sie am Morgen an ihre Nachbarn die Frage: „Haben Sie Schlangen gehabt?“ Diese Begrüßungsformel blieb Jahrhunderte hindurch bestehen, nachdem der Sinn der Worte längst verloren gegangen war. In späterer Zeit fragten sich die Chinesen: „Haben Sie Ihren Reis gut verdaut?“ Und dann wurde die Höflichkeit, die in Büchern festgelegt und nach Gelesen geregelt war, eine komplizierte Kunst, die man in allen ihren Abstufungen kennen mußte, von dem berühmten „*Ko-tu*“, bei dem man den Fußboden mit der Stirn berührt, dem seltsamen „*3-ti*“-Tanz, den man, mit der Peitsche in der Hand, vor dem Kaiser zu tanzen hat, und der die mit seidenen Häutchen gesegneten Mandarine gar oft in Verlegenheit brachte, bis zu dem einfachen bürgerlichen Gruß, bei dem man die geballten Fäuste über dem gekrümmten Kopf erzittern läßt. Es gibt (oder gab wenigstens vor einigen Jahren noch) nichts Drolligeres als die übertriebenen Schmeicheleien, die sich in China Gast und Gastgeber zu sagen pflegen. „Hohehrbarer Herr, ich liege zu Deinen Füßen!“ — „Nein, ich wälze mich im Staube, junger Phönix!“ — „Meine kleinen Waderaugen sind durch den Glanz Deines Bildes geblendet!“ — „Meine bescheidene Hütte erzittert ob der Ehre, Dich empfangen zu können.“ — „Ich trete in den Tempel der Weisheit ein!“ — „Dich zu erwarten, war schon ein Glück!“ — „Dich zu sehen, ist himmlischer Lohn!“ — „Die Erde ist stolz, Dich zu tragen!“ — „Die Sonne ist auf Deinen Ruhm neidisch!“ — „Ich war auf das Dach meines Hauses gestiegen, um Dich kommen zu sehen!“ — „Die himmlischen Geister hätten Dich für einen der ihrigen halten und Dich mit sich nehmen können!“ Es gäbe in den Irrgängen der chinesischen Höflichkeit noch viel zu entdecken.

„Eines Tages“, erzählt Judith Gautier, „besuchte mich in Paris ein Mandarin, was eine große Ehre war. Ich empfing ihn, so gut ich ihn verstand, und er schien sich in meiner Gesellschaft wohl zu fühlen, denn er blieb drei Stunden. Ich wußte wahrscheinlich nicht die Formel, die ihn veranlaßt hätte, wegzugehen, und ich glaubte schon, daß er ewig bleiben würde. Die chinesische Höflichkeit erfordert offenbar, daß er so tue, als ob er sich dem Zauber meiner Persönlichkeit gar nicht mehr entziehen könnte, und daß er den Besuch bis zum Lästigerwerden ausdehne. Schließlich ging er aber doch, stieg jedoch zu meinem Schreck schon wenige Sekunden später wieder die Treppe hinauf und klingelte von neuem. Ich glaubte, daß er seinen Schirm vergessen hätte. Das war es aber nicht. Er konnte sich nur nicht entfernen, sagte er, ohne einen Kupperstich, den ich ihm gezeigt hatte, noch einmal anzusehen. Und ich mußte ihn den ganz gleichgiltigen Stich noch einmal zeigen, und er fing ihn von neuem zu bewundern an. Dann ging er endgiltig, und ich war sehr betrübt, weil ich nicht wußte, mit welcher Höflichkeit ich seine Höflichkeit hätte beantworten sollen. Sollte ich die Treppe hinunterpurzeln oder aufs Dach des Hauses steigen? Die japanische Etikette richtete sich früher nach chinesischen Riten, nur daß sie hier noch strenger angewandt wurden als in China selbst. So erfordert im bürgerlichen Leben die Höflichkeit weit öfter in Japan als in China das Niederwerfen zum Zeichen der Unterwürfigkeit. Die Frau kroch vor ihrem Mann und seinen Verwandten nicht selten auf allen Vieren herum, und wenn zwei Freunde einander begrüßten, kauerten sie nieder, neigten die Stirn und rieben sich die Knie, indem sie Bisthöne, die ihre Freunde zum Ausdruck bringen sollten, hören ließen. In früherer Zeit trugen die Japaner um den Hals eine Art Schärpe, deren Enden, je nach dem Range des Trägers, mehr oder minder lang waren: man konnte insoweit genau die Tiefe der Verbeugung, die der heilige Ritus erforderte, abmessen; je länger die Enden, die die Erde berühren mußten, waren, desto weniger brauchte man sich zu neigen und zu beugen.

Neue Hochzeitsmoden in England. Wer nicht mit eignen Augen englische Hochzeiten gesehen hat, kennt zumindest aus Bildern die reizenden Trachten der Brautjungfern, die dem ganzen Feste ein charakteristisches Gepräge geben. Mit ihren großen Hüften gaben sie der Braut das Geleit, und die breitrandigen Kopfbedeckungen ließen das zarte schmale Oval des typischen britischen Mädchengesichts doppelt reizvoll hervortreten. Ach, dies alles war einmal. Seit

3 Jahren sind diese Hüfte der Brautjungfern immer mehr in den Hintergrund gedrängt worden. Es begann mit der Mode, bei den Hochzeitsfesten historische Kostüme und Trachten nachzuahmen, die Brautjungfern setzten sich das Ziel, in ihrer Tracht bestimmte Meisterwerke der Malerei zu kopieren, der Hut stel, und statt dessen tauchten seltsam geformte altertümliche Kopfbedeckungen auf. Bei manchen Hochzeitszügen kam dabei fast etwas Karnevalistisches in das Aussehen der Brautjungfern; sie legten die Hüte ab und schmückten ihre blonden Flechten mit Blumengewinden. Aber auch diese Blütenkränze wurden kleiner und kleiner, nur zwei, drei kleine Blumen blieben schließlich übrig, und an ihnen befestigt eine fast unsichtbare kleine Tüllschleife. Dann kamen Spitzenkappen, Kopien nach einem Bildnis des Velasquez; und gegenwärtig tragen die meisten Brautjungfern an dem Ehrentag ihrer Freundin ein kleines Tüllhäubchen, das in seiner Form und Aufmachung einer Dienstmädchenhaube ähnelt, oder jenen zierlichen, kleinen, weißen Kopfpub, den man in England in den Textäumen so häufig bei den Kellnerinnen sieht. Immer mehr tritt bei den jungen Damen das Bestreben zutage, den Hochzeitstag der Freundin dazu zu benutzen, durch bizarre, ungewöhnliche und auffehererregende Kopfbedeckungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die „Damen“ haben eben auch ihre Sorgen.

Gesundheitspflege.

Heilung durch Bienenstiche. Es ist zwar seit alten Zeiten bekannt, aber verhältnismäßig wenige Menschen wissen es, daß der Bienenstich heilkräftig ist. Die Erfahrung hat bewiesen, daß in erster Linie rheumatische Leiden durch Bienenstich erfolgreich geheilt werden. Nicht läßt sich durch Bienenstich nicht beseitigen; deshalb kann auf diese Weise festgestellt werden, ob es sich in gewissen Fällen um nichtartige oder rheumatische Leiden handelt. Einen interessanten Fall erzählt Prof. Sajó im *Maltheft des Kosmos-Handweisers* (Stuttgart): Im Jahre 1911 hatte ich mehrere Wochen Schmerz in meiner rechten Hand, die sich nicht bessern wollten. Das Unwohlsein steigerte sich dermaßen, daß ich nicht mehr fähig war, ein größeres Buch in meiner rechten Hand zu halten, ohne daß die linke Hand dabei mithalf. Ich glaube nicht, daß es sich um eine rheumatische Infektion handelte, weil ich seit meiner Kindheit gegen Bienenstiche immun bin; es stechen mich mitunter auch 30 Bienen zu gleicher Zeit, ohne daß eine Geschwulst entsteht. Der geringe Schmerz dauert in der Regel nicht länger als einige Minuten. Und wer gegen Bienenstich immun ist, pflegt auch gegen rheumatische Anfechtung gesünder zu sein. Als ich damals eines Tages meine Bienenstöcke besichtigte und bereits am Ende der Arbeit war, ohne von einer Biene angegriffen worden zu sein, geschah es beim letzten Stoch, der aus mir unbekannter Ursache sehr erregt sein mußte, daß gleich beim Öffnen der Beute eine Anzahl der gereizten Insekten über mich herfiel und im Nu meine beiden Hände mit ihren Stacheln bearbeitete. An meiner linken Hand hatten die Stiche gar keine Wirkung, aber meine schmerzhafteste rechte Hand begann zu schwellen und war abends beinahe doppelt so groß wie meine linke. Das war mir etwas ganz Neues, und ich gewann die Ueberzeugung, daß in meiner rechten Hand sich die Quälgeister des Rheumatismus angesiedelt haben mußten. Die Geschwulst dauerte mehrere Tage, und als sie geschwunden war, war auch meine Hand vollkommen geheilt. Der Schmerz stellt sich in der Folge nicht mehr ein.

Für Haus und Hof.

Hund und Kage. Mit Unrecht werden Hund und Kage als gegenseitige natürliche Feinde bezeichnet. Namentlich auf ländlichen Gehöften kann man die Erfahrung machen, daß Hund und Kage einträchtig zusammenleben und oft eine rührende Freundschaft pflegen. Wenn sie aber von jung auf gegeneinander verfeindet werden, wodurch selbstverständlich Feindschaft erzeugt wird, so ist der Gegensatz da. Bei vernünftiger Behandlung der Hunde tritt er nicht auf. — Hund und Kage sind dem Menschen ganz besonders zugeban, tragen viel zur Gemütlichkeit des häuslichen Heims bei und haben daher als treue Freunde des Menschen allen Anspruch auf eine gute Behandlung. Während der Hund sich durch seine Treue, Wachsamkeit, Anhänglichkeit und Klugheit auszeichnet, ist die Kage durch ihre Armut beliebt und durch ihre Nützlichkeit im Mäusefangen sehr geschätzt. Damit die Kage nachts nicht den Vögeln gefährlich wird, muß man sie so gewöhnen, daß sie über Nacht im Hause bleibt. — Wer sich einen Hund oder eine Kage hält, dem liegt auch die Verpflichtung ob, für das Wohl derselben zu sorgen und jede Mißhandlung zu vermeiden. Als Tierfreund muß er darauf bedacht sein, daß es seinen Schützlingen niemals an gutem Futter, frischem Wasser, reinlicher Lagerstätte und freier Bewegung fehle. Junge Hunde und Kagen sollen zur Reinlichkeit und Ordnung erzogen werden, was bei liebevoller und sorgemäßer Behandlung bald erreicht werden kann. — Da der Hund tiefen Gram darüber empfindet, wenn er von seinem Herrn getrennt wird, so sollte man niemals einen Hund weggeben, der schon einige Jahre in der Familie war. Ein schneller schmerzloser Tod ist hier das Barmherzigere. Für anhängliche Katzen gilt dasselbe.